



Rudolf Wolter

OSTERN ERZÄHLEN

Geschichten zum Osterkreis

eBOOK-Bibliothek

Rudolf Wolter

Ostern erzählen

Geschichten zum Osterkreis

(2006)



Bitte beachten Sie: Der Text dieses Erzählbandes unterliegt dem Urheberrecht. Eine kommerzielle oder auch nicht-kommerzielle, eine weitere oder anderweitige Nutzung des Textes ohne Genehmigung des Autors ist nicht gestattet. Wenden Sie sich bitte bei Fragen an copyright@ebook-bibliothek.org. Ihre Anfragen werden an den Autor weitergeleitet.

1. Ausgabe, April 2006
© Rudolf Wolter 2006 für den Text
© eBook-Bibliothek 2006 für diese Ausgabe

Inhalt

GRÜNDONNERSTAG

Tischgemeinschaft

Die Kartenspieler

Die Flasche Rotwein

Er sollte eine Flasche nehmen

Der Augenblick vor dem Leiden *oder*

Die Wahrheit allen Lebens

KARFREITAG

Der barmherzige Samariter

Ein Nagel, nichts als ein Nagel

Pieta

Passion

OSTERN

Vom Eise befreit

Na und ...

Jesus lebt!

Schnee zu Ostern

GRÜNDONNERSTAG

Tischgemeinschaft

Die Tomatensauce lief über ihre Finger. Aber vermutlich war das Ketchup. Bei diesen jungen Leuten, in dieser Hamburger-Generation war alles Ketchup, was denn sonst. Das Brötchen war lappig weich. „Sechs Brötchen, aber schön groß“, mußte sie stets beim Bäcker sagen, damals, als sie als die Jüngste dran war mit Brötchen holen. Gurken quollen aus dem Hamburger hervor wie in Dänemark bei den Hot-Dogs, die ihr Mann so gerne aß, auch schon mit Ketchup, Remoulade und Senf, diese widerlich roten Würstchen, die nach nichts schmeckten, noch nicht einmal heiß. Urlaub in Dänemark, als sie noch eine Familie waren.

Sie sah sich um, sah die jungen Leute um sich her, die Cola tranken, Pommes und diese suspekten Teigklöße mit Rindfleischpappe aßen. Aber sie sagten heute ja auch nicht mehr „essen“. Ihre Enkelin sagte: „Da zog ich mir einen Hamburger rein.“ Zuerst war sie sekundenlang verwundert, wie viele junge Menschen schwerhörig waren, mit Knopf im Ohr wie die Plüschtiere, aber dann erkannte sie die Schnüre dieser Musik zum Laufen. Sie sah die jungen Leute, die zumeist schweigend an den Tischen saßen,

Nahrung aufnehmen, still, in sich versunken, einsam eigentlich, ziemlich einsam. Ein Pärchen knutschte. Zwei Jungen lachten laut und schrill.

So allein saß sie oft bei Tisch, wie hier mitten unter Leuten. „Du mußt mal unter Leute gehen, geh doch mal essen, du kannst doch nicht immer nur zu Hause sitzen und die Wände anstarren, beim Einholen mußt du ja auch nichts mehr sagen, dir wachsen ja die Lippen zusammen!“ Ihre Enkelin hatte gut reden. Aber immerhin kam sie jede Woche. Das ist heute nicht mehr selbstverständlich. So hatte sie sich also aufgemacht, wollte mal sehen, wo die jungen Leute essen gingen. Essen ...

Essen, das war immer wichtig gewesen für sie. Der schön gedeckte Tisch, das gute Geschirr, Blumen, Blumen durften nie fehlen, alle um den Tisch versammelt, und ordentliches Essen mußte es sein, seit sie es sich wieder leisten konnten, mit Vorsuppe, Salat und Nachtsch. Die Kinder erzählen von der Schule, der Mann von der Arbeit. Wie hatten sie oft gelacht, bei Tisch, als sie noch eine Familie waren.

Aber das war der schmerzende Punkt. Sie hatte Bernhard gegenübergesessen, ihm in die Augen gesehen, sie hatten miteinander geredet, sie hatte ihm nachgefüllt, sie hatte seine Lieblingsgerichte gekocht, Grützwurst mit Rosinen, Apfelmus und Kartoffelschnee, und die Kinder haben sich geekelt, sie bekamen etwas anderes, und sie hat es ihm nicht angesehen. Damals hatte er längst schon sein

Verhältnis, die Frau erfährt es zuletzt, da haben sie schon beim Schlachter davon gesprochen, und sie ahnte noch immer nichts. Sie saß ihm gegenüber, sie lachte mit ihm und den Kindern, und sie wußte nichts. Tischgemeinschaft. Getrennt von Tisch und Bett. Worte.

Tischgemeinschaft sagen sie auch in der Kirche. Und sie vergessen auch nie zu erwähnen, daß der Verräter mit am Tisch saß. Eigentlich ist das sehr weise, sehr wahr. So ist das unter Menschen. Wie viele haben zu Tisch gesessen mit den Informanten der Stasi. Das sollen oft Freunde, Nachbarn, Kollegen, ja sogar Verwandte gewesen sein. Und sie haben nichts gehäht. Sie haben miteinander gegessen, getrunken und nichts gehäht. Tischgemeinschaft. Und damals, in ihrer Kinderzeit, war das nicht viel anders. Stasi oder Gestapo, das sind nur Namen. Die andere ist auch nur ein Name. Sie hat sie nie kennengelernt, sie wollte sie nicht kennenlernen.

Es gibt ja Bilder davon; der Jesus am Tisch mit seinen Freunden, und da hat er ihnen seinen Verdacht mitgeteilt: „Unter euch ist ein Verräter.“ Diese Aufregung, wie sie tuscheln, durcheinander schreien, sich gegenseitig beschuldigen. Aber nur einer ist es. Der weiß es. Die ganze schöne Tischgemeinschaft ist aufgefliegen. Nichts mehr von Harmonie und Frieden. Und dann hat er es ihm auf den Kopf zugesagt, dem Judas, dem Verräter. Sie muß mal den Pastor fragen, wie es eigentlich mit dem Essen danach weitergegangen ist. Sind sie alle aufgebrochen, haben sie

den Tisch umgeworfen, den Judas ergriffen und rausgeschmissen? Sie hat nie etwas davon gehört, wie es weiterging mit dem Essen, nach diesem Wort: „Der jetzt mit mir das Brot in die Schüssel tunkt ...“ Blieben sie alle sitzen und aßen weiter, als wäre nichts geschehen?

Sie war sitzen geblieben, Bernhard war sitzen geblieben. Sie hatte ihn nur angeschaut, ganz lange, direkt in seine blauen Augen hatte sie gesehen, aber da war nichts von Scham, nichts von Reue. Stumm hatte sie vom Wein genippt, stumm hatte er sich seine Zigarette nach dem Essen angezündet, ganz so, als hätte sie nichts gesagt. Das Gespräch hatte einfach aufgehört, als sie es ihm auf dem Kopf zusagte, und er nur mit einem „Ja“ antwortete. Am Abend packte er seine Koffer. Das war's dann.

Die Tischgemeinschaft war zerbrochen. Die Kinder hatten immer häufiger etwas vor, Schule, Sportverein, eine Verabredung, immer häufiger blieb der nächste Stuhl frei, dann noch einer und noch einer. Jeder aß für sich, wann es ihm paßte und was er wollte. Da saß sie nun allein am Tisch, vor ihrem Teller und dem Glas. Und der Vase. An der hielt sie fest, es mußte immer eine Blume auf dem Tisch stehen. Nun saß sie hier, unter vielen Leuten, aber sie saß allein. Eine Blume gab es hier nicht.

Andererseits hatte ihre Enkelin schon recht. Man muß unter Leute kommen. Vielleicht nicht hier her, aber unter Leute. Tischgemeinschaft ist schon wichtig. Miteinander essen, miteinander teilen. Als sie Kind war, stellte Mutter

eine Pfanne mit Bratkartoffeln auf den Tisch, und sie saßen alle darum und aßen aus der gleichen Pfanne. Vater schob ihr die leckeren Speckstückchen zu. Sie klaubte die krossen, braunen Stücke von seiner Seite. Vater lachte. Eigentlich war dieses Lachen ein Augenblick des größten Glücks in ihrem Leben gewesen. Sie hätte nicht sagen können, wann sie jemals glücklicher gewesen war, später.

Die Juden kennen so etwas auch, das festliche Essen zusammen. Am Sabbatabend, jede Woche, das gemeinsame Essen, und das Passahmahl: nächstes Jahr in Jerusalem. Diese Hoffnung hatte sie immer fasziniert, diese Kraft, die dahinter steckt, trotz aller Geschichte zu sagen: Nächstes Jahr in Jerusalem! Und die Christen haben ihr Abendmahl. Da kommen sie alle zusammen, woher auch immer. Sie hatte sich schon mal gefragt, was sie wohl machen würde, wenn in einer Kirche ihr Bernhard — sie sagte immer noch „mein Bernhard“, auch wenn es doch lange nicht mehr ihr Bernhard war, seit damals — wenn ihr Bernhard einmal mit ihr zusammen um den Altar stünde, beim Abendmahl. Manchmal hatte der ja so eine fromme Art, ging zur Kirche, zum Abendmahl am Karfreitag. Ob sie dann wohl aus dem selben Kelch würde trinken wollen?

Wenn sie es sich genau bedachte: Ja. Ja, sie würde mit ihm das Brot brechen und aus dem Kelch trinken. Der Mensch muß doch eine Hoffnung haben. Die Hoffnung, daß Menschen sich nicht mehr so weh tun, so verdammt weh. Sie würde es tun. Wie der Jesus mit dem Judas. Obwohl er

ihm ein schlimmes Ende voraussagte. Irgendwie paßte das gar nicht, diese Sache mit dem schlimmen Ende. Sie fände es viel schöner, wenn der Jesus den Judas in die Arme genommen hätte. Bernhard hatte ihr manchmal leid getan, es war längst nicht alles so, wie er es sich ausgemalt hatte, aber das ist es ja nie. Bei einem Vortrag hatte mal jemand gesagt, das könnte gut bei Jesus auch so gewesen sein, und die Sache mit der Rache und dem bösen Ende wäre erst später erzählt worden, als die Menschen nicht mehr so hoffen konnten.

Tischgemeinschaft — wenn sie sich den Himmel ausmalte, dann war es sowieso nicht ein Himmel mit Wolken, und auf jeder sitzt einer allein und spielt Harfe. Wenn sie sich einen Himmel dachte, dann war es eine große Tafel, und lauter lachende Leute sitzen an der Tafel, essen, trinken, reden miteinander. Niemand ist jemandem böse, niemand tut jemandem weh. Und ein Vater lacht. So muß der Himmel sein, nicht anders. Essen hält Leib und Seele zusammen, besonders die Seele, das ist wahr. Darum will sie es auch wagen. Ich will alle noch einmal einladen, alle, von denen ich noch weiß, wo sie denn abgeblieben sind, ich werde sie alle noch einmal einladen zu einem Essen, egal was jemals gewesen ist, wir werden essen miteinander, alles ist vergeben. Ein Abendmahl mit allen. Dieser Gedanke machte ihr Freude. Aber es würde auch keine Hamburger geben, bestimmt nicht.

Die Kartenspieler

Hätte sie es nicht mit eigenen Augen gesehen, sie hätte es nicht geglaubt. Aber sie hat es gesehen. Sie traute ihren Augen nicht, aber er war es. Wenn sie von ihrer Arbeit in der Neustadt kam, ging sie immer diesen Weg zum U-Bahnhof Rödingsmarkt, diesen Weg vorbei an dem großen, eindrucksvollen Gebäude, vor dem ein Posten stand, vor dem die dunklen Wagen vorfuhren, in dem immer Männer mit langen Ledermänteln ein- und ausgingen. Da drin saßen sie, das war das Zentrum des Spinnennetzes, das war das Spinnennetz. Sie blieb immer auf ihrer Straßenseite, ging nie hinüber, nahe an dem Gebäude vorbei, als wäre die Fahrbahn ein Strom, und sie wäre am sicheren Ufer. Natürlich war das albern, sie wußte es, aber es gab ein Gefühl der Sicherheit, die Fahrbahn zwischen sich und diesem Haus zu wissen. Ginge sie an dem großmächtigen Portal vorüber, dann hätte sie eine unbestimmte, würgende Furcht, aus dem großen Tor könnten Hände nach ihr greifen, der Posten könnte sich ihr in den Weg stellen und alles wäre aus. Sie senkte auch jedesmal den Kopf, wenn sie an diesem Gebäude vorüberging, als könnte schon ein

Blickkontakt mit einem dieser Menschen, die dort eilfertig hineingingen oder herauskamen, sie festnageln.

Aber sie hat ihn gesehen, sie konnte ihren Augen trauen. Der Feuerwehrwagen mit seiner klirrenden Klingel hatte ihren Kopf hochgerissen, und sie hatte ihn gesehen. Diese roten Wagen hatten sie schon immer fasziniert; wäre sie ein Junge gewesen, sie wäre zur Feuerwehr gegangen. Sie schaute dem rasenden Wagen nach, dachte noch, es ist doch gar kein Alarm, was da wohl nur passiert ist, und da sah sie ihn. Er hatte seinen Hut tief in die Stirn gedrückt, den Mantelkragen hochgeschlagen, die Hände tief in den Manteltaschen, aber kein Zweifel, er war es. Im gleichen Augenblick aber wußte sie auch, was er dort gemacht hatte. Es war vorbei. Nun waren sie schon in die Köpfe der Besten eingedrungen, hatten ihr Gift dort hinterlassen, und es wirkte.

Schade. Nun war es also aus. Sie konnten nichts mehr tun. Sie mußte nun schnell nach Hause, die Fahrkarten und die Ausweise verbrennen. Vielleicht konnte sie noch die Löwenthals erreichen, die beiden Brüder warteten schon so lange, und in ihrem Keller stand das Wasser knöcheltief, vielleicht konnte sie die beiden noch auf den Weg schicken, Anzüge, Mäntel und Koffer waren auf dem Boden, die nötigen Scheine waren vorbereitet. Zwei Ingenieure in kriegswichtigem Auftrag nach Waldshut unterwegs. Dort warteten die Freunde darauf, über den Rhein zu gehen, in das Schokoladenland des Friedens. Einmal war sie dort gewesen, an der Brücke hatte sie gestanden, und sie hatte

nicht verstehen können, daß es ein solches Land auf dieser Erde noch geben konnte, ein Land, so nahe und doch ein Land, in dem Frieden war, in dem Menschen frei atmen konnten. Sie fröstelte im Aprilschauer, der plötzlich einsetzte, kalt lief es ihr über den Rücken, sie merkte, wie ihr Magen revoltierte. Und dann wußte sie, was sie tun würde.

Sie stieg also nicht die Treppen zur U-Bahn hinauf, sondern ging weiter zum Großen Burstah. In der Weinhandlung sog sie tief den säuerlichen Duft ein, den sie schon immer gemocht hatte. In ihr wallte ein Hochgefühl auf, das in krassem Gegensatz zu ihrer Situation stand. Aber sie genoß es. Obwohl es kühl im Laden war, fror sie nicht mehr. Der alte Herr mit seiner Lesebrille sah sie lange an, als sie nach Rotwein fragte, nach einem guten Tropfen. Aber dann war es, als hätte er sie verstanden, als wäre er ein Mitverschwörer; ein kleines, ernstes Lächeln huschte über seine Mundwinkel, und als wäre er müde vom Kopfschütteln drehte er sich um, ging mit schlurfenden Schritten nach hinten und kam nach einer Weile zurück mit drei Flaschen im Arm. Er sagte nichts, nahm nur ihre Scheine und zählte ihr das Kleingeld auf den Geldteller. Er sagte nicht: „... weil Sie es sind, junge Frau!“, aber seine Bewegungen waren so, als täte er etwas ganz Wichtiges, Notwendiges. Er wünschte ihr nicht ein fröhliches Fest, als sie den Laden verließ; so als wüßte er genau, worum es ging, blieb er stumm und sah ihr hinterher. Sein Mund zuckte, als würde er weinen.

Sie holte Brot und freute sich, daß sie noch Marken hatte. Weißbrot sollte es sein, Weißbrot. Aber das dunkle Brot, das Vollkornbrot, sättigt viel besser, sagte die Verkäuferin, „Aber Sie brauchen ja nicht so viel, so schlank wie Sie sind!“ Sie lachte noch, als sie das „Heil Hitler!“ sagte. Sie hatte ihre Lektion gelernt, die Reichsvollkornbrotkampagne hatte bei ihr das gesetzte Ziel erreicht. Sie besorgte noch alles, was es zu einem guten Abendmahl braucht. Beim Rathaus stieg sie in die U-Bahn.

Daheim angekommen, war er schon da. Sie sagte nichts zu ihm. Sie deckte nur schweigend den Tisch im Wohnzimmer, legte die weiße Decke auf, nahm das gute Geschirr aus dem Vertiko, die Kristallgläser. Zwölf Gedeecke waren es, als dreizehntes nahm sie das ungeblünte aus der Küche. Sie putzte das alte Silber und legte es auf. Auch davon hatte sie nur zwölf, und mußte es mit dem Aluminiumbesteck aus der Küche ergänzen. Er sah ihr verwundert zu. „Was ist los?“ fragte er. „Essen wir nicht in der Küche?“ „Nein“, antwortete sie so kurz, daß er nicht weiter fragte. Er hatte auch nicht gefragt, warum sie so spät käme. Sie mußte ja noch bei allen vorbeigehen, um sie zusammenzurufen. Allem Verwundern und Erstaunen begegnete sie nur mit den Worten: „Ich lade euch ein zu einem Fest, mehr nicht.“

Es war gegen acht, als die ersten kamen. Er schrak zusammen, als die Glocke schellte. Aber er sagte nichts. Als sie alle beisammen waren, sah sie, wie er stumm die

Plätze zählte. Dreizehn waren es, und sie meinte zu erkennen, wie er blaß wurde. Verbissen kniff er die Lippen zusammen, als sie ihm die Flasche Rotwein aus der Hand nahm. Er hatte einschenken wollen, wie es sich für den Hausherrn gehört. Aber diesmal wollte sie es tun. Sie ging um den Tisch und füllte die Gläser. Bisher hatte niemand gefragt, und niemand hatte die Sache angesprochen, die sie alle miteinander verband. Es war aber spürbar, wie alle auf sie schauten und darauf warteten, daß sie etwas sagte. Und da sagte sie etwas. „Wir müssen aufhören“, sagte sie. „Es ist vorbei. Sie wissen es jetzt.“

Es gab keinen Aufruhr, wie sie befürchtet hatte. Sie sahen sich nur untereinander an. Es war der Triumph des Bösen. In diesen Zeiten war alles möglich, und sie wußten es. Jeder mißtraute dem anderen. Menschen sind so, dachte sie. Auch er sagte nichts. Er war schon immer ein guter Schauspieler gewesen. Sie hatte gespürt, wenn sie des Nachts neben ihm lag, wie er vor Angst zitterte, wie sich sein Körper zusammenkrampfte, aber morgens war ihm dann nichts mehr anzumerken gewesen. Manchmal war er der Mutigste von allen, nahm das größte Wagnis auf sich. Und abends im Bett kam dann das Zittern.

„Sie werden kommen“, sagte sie noch, „wir dürfen uns nicht mehr treffen. Wir haben immer nur Karten gespielt, nichts anderes.“ Alle hingen sichtbar ihren Gedanken nach. Sie hatten die Köpfe gesenkt, und die Angst war wie eine eisige Wand zwischen ihnen. Jetzt war jeder für sich allein.

Sie spürte, daß sie noch etwas sagen müßte. Sie überlegte es sich genau. „Laßt sie nicht gewinnen“, sagte sie dann leise. „Laßt sie nicht gewinnen. Wir haben Karten gespielt, nichts anderes. Es muß immer wieder Menschen geben, die Karten spielen, sonst gehört ihnen die Welt. Heute sind es die Kommunisten und die Juden, morgen sind es andere. Es gibt immer Jäger und Gejagte. Nur wir, wir dürfen nie zu den Jägern gehören. Wenn sie das große Halali blasen, dann gehören wir vielleicht selbst zu der Strecke, aber das ist immer noch ein besserer Platz, als der in der Reihe der Jäger oder Treiber. Vergeßt das nicht, auch nicht, wenn sie kommen.“ Sie schwieg.

Es ging eine leichte Unruhe durch die Tischgemeinschaft, sie merkte es. Mit einem Male hatten sie es alle verstanden. Sie wußten nun, warum sie hier saßen, essen und trinken sollten. Es war, als wären sie alle aufgewacht. Der Schlosser, den sie schon immer spöttisch den „Pastor“ genannt hatten, weil er zu jeder Situation einen Bibelspruch wußte, sagte mit seinem typischen trockenen Witz: „Solches tut, so oft ihr's trinket, zu meinem Gedächtnis“, und er nahm einen großen Schluck aus seinem Glas. Einige lachten.

Da rückte sie ihren Stuhl zurück, stand auf, holte die Karten aus der Schublade des Vertikos. „Laßt uns jetzt wirklich Karten spielen,“ sagte sie und mischte den Stapel. „Wenn ihr einmal Kinder habt, dann müssen sie es von euch lernen, unser Kartenspiel ...“

Die Flasche Rotwein

Die Flasche Rotwein stammte aus Frankreich. Gewachsen waren die Trauben noch in Friedenszeiten. Sie waren nicht für Eroberer gereift. Vielleicht für eines der netten kleinen Bistros in Paris, vielleicht für ein Restaurant, in dem man sich niedersetzt nach dem Besuch der Comédie Française. Sie hatten von französischer Sonne ihre Süße genommen für lachende und feiernde Menschen, Suzanne oder Minou sollten die jungen Frauen heißen, in deren roten Mündern sie ihr Bukett entfalten wollten, ein Jean oder Gérard sollte den Korken der Flasche aufziehen. Aber dann war ihr Hans gekommen und hatte die Flasche mitgenommen. Hoffentlich hat er sie bezahlt, dachte sie, als er sie mit den anderen Mitbringseln von der Westfront vor ihr auspackte, in dem Urlaub, bevor er an die Ostfront ging, um zu sterben und sich zudecken zu lassen vom Schnee bis zum nächsten Frühjahr. An Beutestücken hätte sie keine Freude gehabt. Aber ihr Hans hatte nur gelacht. Den trinken wir zusammen, wenn wieder Frieden ist, das kann nicht mehr lange dauern. Aber dann reifte der Wein doch noch drei Jahre in der Flasche weiter, und Hans zerfiel auf russischer Erde.

Sie wischte den Staub von der Flasche. Nun wollte sie ihn trinken, bevor die Russen kamen. Die Geschütze grummelten schon lange wie fernes Donnerrollen vor der Stadt. Wenn die Russen erst da waren, dann war es gut, nichts Trinkbares im Haus zu haben. Und mitnehmen wollte sie die Flasche auch nicht, es gab genug zu tragen, Lebensnotwendiges und einiges zur Erinnerung. Zurücklassen aber wollte sie dieses letzte Geschenk ihres Hans auch nicht. Vielleicht würde es ja jetzt bald Frieden, wenn erst einmal die Russen hier waren. Aber sie wollte sie nicht empfangen. Sie nicht. Heute nacht wollten sie aufbrechen, sie und die Christa von nebenan. Christa war auch so eine, die niemanden mehr hatte. Nur war der Ihre in der Biskaya geblieben, irgendwo unter den Wellen, wo das Flugzeug das U-Boot fand. In der Nacht wollten sie sich auf den Weg nach Westen machen, weg vom Krieg, weg von der Angst.

Es klingelte. Das mußte die Christa sein. Sie hatte einen Schlüssel, aber seit einiger Zeit legte sie die Kette vor, man konnte nie wissen, die Angst saß doch tief. Mit dem schrillen Klingelton fingen die Sirenen an zu heulen. Vorhin war der Voralarm gewesen, dies war der Luftalarm. Sie stellte die Flasche ab und ging mit ruhigen Schritten zur Tür. Nein, sie würden den Alarm ignorieren, sie würden jetzt ein wenig Frieden leben, sie und die Christa, auch wenn sie kämen und ihre tödliche Fracht über den Häusern ausluden. Immer wieder fiel ihr ein kleiner, milchbärtiger Bombenschütze ein, der im Flugzeug kauerte

und den Befehl erhielt, über den Häusern die Bomben auszuklinken, und der fassungslos stammeln würde: Aber da leben doch Menschen ... Doch solche tapferen jungen Männer gab es wohl nicht mehr, die hatte der Krieg alle verschlungen.

Auch Christa zeigte keine Unruhe sondern ging ihr ruhig hinterher ins Wohnzimmer. Die Lampe mit dem rosenbemalten Lederschirm verschwendete ihr warmes Licht. Ängstlich schaute sie auf die Fenster. Aber sie hatte gut funktioniert. Die Verdunkelungsrollen waren heruntergezogen. Christa wickelte aus dem braunen Papier ein lecker leuchtendes Weißbrot, fein gebräunte Kruste, verlockende weißliche Einschnitte quer über den Laib des Brotes gezogen. Das ist Jochens Sextant, er braucht ihn nicht mehr, er hat sein Ziel schon gefunden, sagte sie, und es klang ein wenig bitter. Sie ließ die Worte ihrer Freundin im Raum stehen und ging zum Vertiko, holte die blitzenden Gläser aus Bleikristall heraus. Die haben wir zur Hochzeit bekommen, sagte sie dann, als wäre es eine Antwort. Wir haben nur einmal daraus getrunken. Wir werden auch nicht wieder daraus trinken, nur dieses eine Mal noch.

Das Licht flackerte und verlösch. Stromausfall oder Stromsperre. In der schwarzen Dunkelheit waren ihre Schritte und Bewegungen sicher und ruhig. Sie fand und ertastete den silbernen Leuchter, ein Streichholz ratschte, die Flamme leuchtete auf. Sie stellte den Leuchter auf den Tisch, nahm den zweiten vom Vertiko, setzte auch ihn auf

die Tafel. Es wurde noch heller in der Wohnstube. Richtig festlich, flüsterte Christa andächtig. Ja, wie ein Altar sieht das aus. Setz dich, sagte sie.

Die beiden jungen Frauen saßen sich am Tisch gegenüber. Der rote Wein floß geheimnisvoll leuchtend in die Kelche. Sie nahm ein Glas und hielt es gegen die Flamme der weißen Kerze. Wie er funkelt, flüsterte sie, so dunkelrot wie Blut, nicht wahr? Christa nickte. Unbeabsichtigt flüsterten sie, ergriffen von dem feierlichen Anblick des Tisches. Ob sie es wollten oder nicht, ihre Bewegungen waren gemessen, fast rituell, als sie das Brot brachen und den Wein tranken. Sie roch den hefigen Duft des frischen Brotes, die süße schwere Blume des Weines, aber in ihrer Nase war auch der kühle feuchte Geruch der Stadtkirche, in der sie konfirmiert war, damals, als das Leben noch wie ein verlockender Garten vor ihr lag. Sie schüttelte die aufkeimenden Bilder nicht ab, sondern stellte sich ihnen. Ja, so war es und so sollte es sein. Dies war ihr letztes gemeinsames Mahl vor ihrem Aufbruch. Dies war wie eine Tür, die sich öffnete. Was gewesen war, lag nun hinter ihnen, es gab keinen Weg zurück. Sie tauchte ein in die sonderbare Feierlichkeit des Augenblicks wie in ein reinigendes Bad. Während sie das Brot schmeckte und der Wein ihren Mund duftig ausfüllte, spürte sie, wie ihr Kraft zuwuchs, Mut für die langen Straßen, die sie würden gehen müssen nach diesem Mahl, beginnend in dieser Nacht und endend dort, wo Frieden war.

Sie lächelte ihrer jungen Nachbarin über dem Rand ihres Kelches zu. Christa schien gleiches zu spüren. Ihre Miene war freudig entschlossen. Die flackernde Angst, die noch in ihren Augen gewesen war, als sie hereinkam, war verschwunden. Jetzt sah sie aus, wie jemand, der weiß, wohin er will. Sie lächelte erlöst, wie befreit von einer schweren Last. Sie aßen das Brot und tranken den Wein, und ohne daß sie ein Wort darüber verloren, wußten sie: Der Friede, der jetzt über ihrem Tisch lag, würde sie von nun an begleiten. Nie wieder Krieg, nie wieder Flugzeuge und Bomben, nie wieder Frauen, denen man einen Hans oder Jochen nahm, nie wieder Russen, die nicht als Gäste kamen — sie würden alles tun, um dieses Ziel zu erreichen.

Als sie gegessen und getrunken hatten, erhoben sie sich von der Tafel, zogen jede zwei Mäntel übereinander, löschten die Kerzen, griffen an der Tür nach den bereitstehenden Rucksäcken, schulterten sie in der Finsternis und traten in den Hausflur. Ihre Schritte hallten im leeren Treppenhaus. Die Nacht vor dem Haus erwartete sie brandhell. Sie schritten kraftvoll aus. Entgegenkommende hätten sie für Männer gehalten.

Das blieb auch so. Sie verloren sich in den nun folgenden Jahren zuerst aus den Augen, aber später dann kreuzten sich ihre Wege wieder, und es zeigte sich, sie hatten nichts aus jener Nacht vergessen. Nebeneinander hielten sie den Wasserwerfern stand, duckten sich nicht unter tief fliegenden Hubschraubern, gingen ohne mit der Wimper

zu zucken auf die Schilde der behelmteten Polizisten zu, ließen sich von ihnen wegtragen und Mannweiber schelten.

Als die Ostermärsche verebbten, starb Christa. Wer sie kannte, wunderte sich, warum sie sich nicht wehrte gegen die verzehrende Krankheit. Sie hat sich aufgegeben, sagten die Leute.

Als deutsche Kampfflieger wieder über Belgrad auftauchten, öffnete eine alte Frau eine Flasche französischen Rotwein und aß weißes Brot.

Über ihre Wangen rannen Tränen.

Er sollte eine Flasche nehmen

Natürlich war das Essen wieder kalt, und die Soße vom Fleisch war ins Gemüse gelaufen. Lustlos stocherte sie in der Fächerschale aus Plastik, die vor ihr auf der Häkeldecke stand. Essen — eigentlich mochte sie gar nicht mehr essen. Man müßte einfach aufhören zu essen, dachte sie. Kein Essen auf Rädern mehr, keinen Zwieback mit Milch, kein langweiliges Käsebrod.

Sie starrte auf die weißen Gardinen, hinter denen es grauverhangen regnete, und lauschte dem Rauschen und dem ewig gleichen Ticken der Uhr vor ihrem Teller. Wenn sie nur lesen könnte beim Essen, aber die Augen machten ja nicht mehr mit. Essen — warum mußte eine alte Frau nur noch essen?

Damals, als Maxl noch da war, o, der aß gern. Wenn das Fett von seinem Kinn troff und die Haut glänzte — dann lachte er tief und satt. Das war schön damals, mit Räucheraal, Spanferkel oder Gänsebraten. Oder Grünkohl, ja, Grünkohl mit Kassler, Kochwurst und Schweinebauch und süßen Bratkartoffeln, jawohl, süßen Bratkartoffeln. Heute konnte sie sich schütteln bei dem Gedanken. Aber

Maxl aß so gern und lachte so viel dabei, wußte immer etwas Neues zu erzählen, und wenn sie vom Tisch aufstanden, dann drückte er sie. Er war schon ein guter Kerl gewesen, ihr Maxl. Nun war er schon 15 Jahre tot, und er aß so gern, ja, das tat er.

Sie hatte noch immer keine Gabel zum Mund gebracht. Ihre Gedanken liefen mit dem Regenrauschen und dem Ticken der Uhr. Essen, nein, es schmeckte ihr einfach nicht mehr.

Früher wußte sie, was Hunger war. Sie wird es nie vergessen. Es war noch auf der anderen Seite der Oder gewesen und bitter kalt. Sie zog ihre Stola enger um die Schultern und schauderte noch. Der Wind war eisig, die Wolken wild und niedrig und schwer von Schnee. Es war so mühsam, die Beine zu heben im weichen Schnee, und der Wind schnitt ins Gesicht. Der Kleine auf ihrem Rücken weinte kaum noch, er wimmerte nur, und die Große an ihrer Hand beugte tief ihren Kopf nach vorn und stapfte tapfer, so schnell ihre dünnen Beine trugen. Hunger hatten sie alle drei, und müde waren sie, aber nur nicht ausruhen, der Frost war tödlich, nur weiter, weiter nach Westen. Das Brot war längst gegessen, die Kartoffeln, süß vom Frost, roh zerkaut, es war nicht mehr weit zum Sterben.

Dann waren sie plötzlich vor ihnen, die Russen. Im Windschutz eines Schuppens hockten sie rings um ein Feuer. Vor Schreck erstarrt hielt sie inne. Zurück über das kalte Feld? Nach vorne zu den Russen? Ein junger Soldat

mit klappernder MP auf der Brust sah sie an. Er sah sie an, mit glatter Haut im Gesicht, rot von der Kälte; der hat sich noch nie rasiert, dachte sie, die nehmen ja auch schon Kinder, dachte sie; er sah sie an und — lachte. Er winkte sie näher. Mit zögernden Schritten trat sie in den Kreis. Sie sah die anderen nicht an, die sehen wie Hunnen aus, dachte sie, nur den jungen Iwan sah sie an.

Und sie traute sich etwas ganz Gewagtes. Sie führte ihre Hand zum Mund und sagte: Hunger. Hunger, sagte sie, und der junge Russe lachte und die anderen lachten auch. Irgendeiner nahm den Kleinen von ihrer Schulter. Sie wehrte sich nicht, sah nur den jungen Soldaten an. Der andere nahm den Kleinen auf den Schoß, und sie wurde runtergedrückt in den Kreis, mußte sich setzen, sie und die Große, und es gab Brot, dickes graues Brot, Kartoffeln aus dem Feuer, glasklaren Schnaps und roten Wein. Der junge war es, der das Brot brach, ihr hinhielt und irgend etwas sagte. Er gab ihr auch die Flasche mit Rotwein, oder war es Kirschwein, und sagte irgend etwas. Sie saßen in der Runde um das Feuer an der Wegkreuzung, im Rücken fauchte der Wind, die Flammen knackten, und sie kauten das Brot und tranken den Wein aus der Flasche. Einige lachten, vor allem die mit dem Wodka, und das Brot ging reihum und die Flaschen und sie alle, sie alle waren eins.

Nie wieder in ihrem Leben hat sie sich so eins gefühlt mit wildfremden Menschen, nie wieder. Sie saßen im Kreis, bissen hungrig vom Brot, tranken die Wärme des Weins,

und waren nicht Russen, nicht Deutsche, sondern eins, Menschen in der Kälte der kommenden Nacht, sie waren nicht groß und klein, sondern Menschen voller Glück in der Wärme des Feuers, im Lachen. Einer der Russen sang sogar, aber er hörte dann auf, als der Kleine Angst bekam und schluchzte. Ihre Große schlief ein, mit dem Kopf auf den Knien des jungen Russen.

Es war in der Mitte der Nacht, als der junge Soldat weggeschickt wurde. Sie alle hörten danach den kurzen Knall, sie sprangen auf, die Russen drückten sie und ihre beiden Kleinen in den Schutz des Schuppens, und dann waren sie plötzlich alle weg. Nur das Feuer brannte noch bis zum Morgen.

Das Brot dieser Nacht würde sie heute noch essen, dachte sie. Ihre Gedanken trugen sie unvermutet in ihre Kirche. Sie kam ja nun nicht mehr hin, schade eigentlich, aber die Treppen. Immer beim Abendmahl mußte sie an den jungen Russen denken, an Brot und Wein von damals. Einmal hatte sie lachen müssen beim Abendmahl, da war ihr eingefallen, als sie den glänzenden Kelch sah und sah, wie der Pastor ihn sorgfältig drehte und nach jedem Schluck den Becher wischte mit weißer Serviette, er sollte eine Flasche nehmen, mit Kirschwein am besten.

Jetzt lachte sie wieder in der Erinnerung, sie schob ihre Fächerschale von sich und lächelte, lächelte zum Rauschen des Regens und zum Ticken der Uhr.

*Der Augenblick vor dem Leiden
oder
Die Wahrheit allen Lebens*

Zuerst war es ein Schock für sie. Das ernste Gesicht des Arztes, die eifrige Geschäftigkeit der Schwestern, wirkten deprimierend auf sie. Aber dann trat sie ins Sonnenlicht, spürte die helle Wärme auf ihrer Haut und wurde ruhig. Das Gefühl kam zurück, mit einem Male war es da, unabweisbar, der Geruch, die Flut von Licht und Wärme, die sie gespürt hatte auf ihren bloßen Armen und Beinen, damals, auf den Stufen vor ihrer Haustür, sie als Kind im blauen Bleyle-Rock, Geruch von Staub, Sommer und Grün. Sonderbar, dachte sie, es war immer noch ihre Haustür, ihr Zuhause, und es lag doch ein Leben dazwischen, ein Mann und die Kinder, so viel Lachen und so viele Tränen, so viel Angst, und immer ging es weiter.

Bis zu dieser ersten Rede des Arztes mit seiner Glatze und dem Dunst von Medizin und Rasierwasser. Von jetzt ab gab es keine Hoffnung mehr, keinen Morgen, keinen weiteren Weg. Aber sie tauchte ihr Erschrecken in dieses Wissen: Im Grunde war sie nie fortgewesen, keinen Augenblick. Sie war immer noch zu Hause. Dieses Wissen leitete auch jetzt ihr Tun. Sie zweifelte keinen Wimpernschlag an

dem, was jetzt wichtig war. So geschah es dann, daß kaum jemandem ihr Zustand verborgen blieb. Das nahe Ende grub Falten in ihr Gesicht, es zehrte sie aus. So sprachen die anderen nur noch begütigend und leise auf sie ein, oder laut und lachend voll Zuversicht, die so falsch war wie ein ungedeckter Scheck, wie eine schlechtsitzende Perücke. Sie trugen ernste Themen an sie heran und breiteten sie vor ihr aus, von Erbschaft wurde geredet und von Firma und Haus, und ihr Sohn verlängerte die Nutzungsdauer des Familiengrabes, stillschweigend natürlich, aber das Friedhofsamt schickte die Bestätigung an ihren Namen.

Sie aber nahm an alledem nicht teil. Sie schrieb nur lange Listen der Gäste ihres Lebens, ließ Karten drucken und stellte das Festmahl zusammen. So war sie beschäftigt mit Sherry oder Portwein, mit Roastbeef oder Kassler, mit weißen oder geblühten Tischdecken. Sie entschied sich für die Blumen. Sie war sich sicher: dies würde ein großes Fest, das größte ihres Lebens. Sie wußte auch jemanden, der Musik machen konnte, Live-Musik, keine Konserven. Ihre Gäste sollten ruhig tanzen. Es gibt Leben, für das sich nur tanzen läßt. Früchte müßte es geben auf ihrem Fest, viele frische Früchte. Auch das wäre ein Wort zu ihrem Leben, ein Wort voll Wahrheit und Süße. Die anderen verwunderten sich, und hinter vorgehaltener Hand und mitleidigem Lächeln drückten sie ihre Sorge aus, ihr Geist könne vor dem Körper verfallen. Niemand wollte verstehen, was vor jedes Menschen Karfreitag kommt, kommen

sollte. Es hatte sie immer angerührt, dieses Festmahl vor dem Leiden. Das war ihr stets als die tiefste Wahrheit hinter allem erschienen. Doch erst jetzt verstand sie es ganz, warum sie lebenslang sich vor jedem Fest bemüht hatte, etwas Neues zu kaufen, einen Rock, ein Kleid, ein Tuch, so als wäre jedes Fest die Gelegenheit, so zu sein, wie sie sein wollte, als wäre sie zum Feiern geboren, sie und alle anderen. Sie wenigstens war niemals so sehr bei sich und bei den anderen als bei dem gemeinsamen Essen und Trinken, beim Lachen und Tanzen, beim Singen und Reden, das alles Böse so klein und unbedeutend machte. Das ist der Vorgeschmack auf den Himmel, sagte sie, oder der Himmel selbst, und sie schrieb Meerrettichsahne zum Roastbeef. Bist du denn gar nicht traurig, wurde sie gefragt, und sie wußte nur nein zu sagen. Da meinten die anderen, sie machte sich etwas vor oder verdrängte bittere Wahrheit.

Aber sie wußte es besser. Die Wahrheit ist süß und die Fülle des Lebens liegt in Brot und Wein. Auch wenn sie keine Zukunft mehr hatte — was tat sie denn anderes, als ihre Zukunft zu planen, ihre und die der anderen. Sie lief nicht weg. Sie lief dem Leben in die Arme.

KARFREITAG

Der barmherzige Samariter

Lukas 10, 29–37

Er zerknüllte das Kalenderblatt gelangweilt und warf es in den Abfall unter der Spüle. Das war auch so eine fromme Geschichte. Früher hätte er so etwas nicht gelesen. Aber nun hatte er ja Zeit, Zeit genug. Er konnte den Zettel wegwerfen, aber nicht das Wort. „Unter die Räuber gefallen“ — das Wort ging in seinem Kopf um und um, als hätte es ein eigenes Leben. Es drängte sich in alle seine Gedanken. „Unter die Räuber gefallen“ — wann trifft man schon jemanden, der unter die Räuber gefallen ist. Eine neue Steakhousebande geht um. Das ist wahr. Zwei alte Damen wurden ermordet an einem Tag. Kein Wunder, wenn da Leute rufen nach mehr Polizei und mehr Gefängnis, bei Wasser und Brot. Aber er geht nicht ins Steakhouse, nicht mehr. „Unter die Räuber gefallen“ — Das Wort fraß sich fest in seinen Gedanken.

Bisher war er immer der andere gewesen, derjenige, der vorbeikommt, der ihn da liegen sieht, den unter die Räuber Gefallenen. Und er hatte sich überlegt, ob er es sich leisten könnte, ihn unterzubringen im Gasthaus für ein oder zwei Wochen. Natürlich konnte er es sich leisten. Auf dem

letzten Betriebsfest hatten sie ihn ausgezeichnet. „Bester Verkäufer Deutschlands“ stand auf der Urkunde. Und er hatte sie verdient, diese Auszeichnung. Was kostet das schon auf dem Dorf, zwei Wochen Vollpension für den unter die Räuber Gefallenen. Das hätte sich auch der Priester leisten können, wirklich. Das kann auch ein Küster bezahlen. Der Küster seiner Gemeinde war in Mallorca. Braun wie ein Bodybuilder kam er zurück. Das kann sich jeder leisten, zwei Wochen Vollpension. Jeder, nur nicht die unter die Räuber Gefallenen.

Nun ist er selbst unter die Räuber gefallen. Zuerst haben sie seine Abteilung ausgegründet. Dann haben sie die Abteilung verkauft, an die Konkurrenz auch noch. Und nun machen sie die Abteilung zu. So einfach ist das. Du bist der „Beste Verkäufer Deutschlands“, aber sie machen deine Firma zu, und du bist über. Du wirst weggeworfen, wie ein gelesener Kalenderzettel. Ab in den Müll, wer kann dich schon noch brauchen. Ende vierzig bist du vollgeschrieben, und niemand kann dich noch brauchen. Sie knüllen dich zusammen und werfen dich weg.

Du bist unter die Räuber gefallen, aber niemand sieht dir das an. Du zeigst keine Wunden, da fließt kein Blut, da wölbt sich keine Beule. Wenn du vor die Tür deines Reihenhauses trittst, wenn du in dein Auto steigst, dann bist du noch jemand. Deine Wunden sind innen. Nur wer sie sieht, reagiert darauf. Auf der Bank wissen sie es auch noch nicht. Aber er wird es ihnen sagen müssen, und dann

werden sie über ihn hinwegsehen, so, wie man hinwegsieht über die unter die Räuber Gefallenen.

Wie ein Mühlrad ging es in seinem Kopf, dieses Wort, wie Wackersteine lag es in seinem Magen: „Unter die Räuber gefallen“. Letzten Freitag war er mit der Kleinen in der Schülerkirche, er hat ja Zeit jetzt, sehr viel Zeit. Er rollt nicht mehr über die Autobahn, er steht nicht mehr im Stau, er wälzt keine Kataloge mehr in den Büros der Krankenhäuser und Kliniken, er schreibt keine Bestellungen mehr. Sein Handy liegt im Auto, er nimmt es nicht mehr mit. Als sie dort saßen, hinten in der Bank, da hatte er Zeit, das Kreuz da vorn zu sehen. Er sah es wie zum ersten Mal. Komisch, daß man manche Dinge gar nicht wahrnimmt, wenn man so mittendrin im Leben steht. Heiligabend hatte er immer gedacht, wie schrecklich, dieses moderne Ding da vorn, diese verzerrte, magere Gestalt am Kreuz. Und das zeigen sie den Kindern! Aber Freitagnachmittag fing das Ding an zu reden. Diese von Schmerz und Leid verkrümmte Gestalt, dieser gequälte Mensch. So wie der sich da wand am Kreuz, in dieser ohnmächtigen Pose ausgestreckt — so fühlte er sich. Das war derjenige, der unter die Räuber gefallen ist. Sie haben ihn geschlagen, sie haben ihn verspottet, sie haben ihn auf die Schädelstätte gebracht.

Und heute dann diese Geschichte auf dem Kalenderblatt. Der Samaritaner, der Ausländer, der nicht vorbeigeht. Aber sie werden an ihm vorbeigehen. Alle seine Bekannten,

seine Freunde werden an ihm vorbeigehen. So ist das nun mal in dieser Welt. Der junge Schubert hat einen Job bekommen. Der ist aufgestiegen. Als er seine letzten Sachen aus dem Büro holte, wollte er mit ihm noch einen Kaffee oder auch einen Cognac trinken im Café gegenüber, so wie immer, wenn sie sich trafen nach der Abrechnung oder Einweisung. Aber Schubert hatte keine Zeit. Er schaute nur nervös zur Uhr, murmelte etwas von einem Termin, den er noch hätte, und dann ließ er ihn stehen. Nach dem Elternabend in der Schule hatte er einem Bekannten von seiner Lage erzählt. Damals war es noch nicht ganz soweit. Die letzte Entscheidung war noch nicht gefallen. Der machte die Ohren ganz weit auf, schimpfte über die Politik und die Wirtschaft. Aber das war's denn auch. Als er sagte: Wir müssen uns auch mal wieder zum Bier treffen, da hatte der keine Zeit. Mittwoch nicht, Donnerstag nicht. Sie sind auseinandergegangen ohne eine Verabredung. Es ist so viel zu tun im Geschäft, sagte der noch.

Wenn man unter die Räuber gefallen ist, dann ist es so, als entfernten sich alle Menschen von dir. Du stehst auf dem Markt im dichten Gewühl, die Menschen drängen und schubsen, es ist kaum ein Durchkommen, und dann hast du keine Arbeit mehr. Um dich herum entsteht ein freier Raum, leerer Pflaster, die anderen weichen zurück von dir, als hättest du Aussatz. Da liegst du dann wie weggeworfen. Du hast nichts mehr zu tun, und all die anderen rennen und hasten, jagen von hier nach dort, keiner bleibt

stehen, alle sind im Geschäft. Es war ihm früher nie aufgefallen, wie leer es in ihrer Straße ist, wenn alle zur Arbeit sind. Auf ihrer Straßenseite war es nur noch sein Wagen, der da parkte. Jeder kann es sehen.

Was einem nicht alles einfällt, dachte er, wenn man Zeit hat! Jetzt stand ein Bild vor seinen Augen, das er einmal zu Weihnachten in der Kirche anschauen sollte. Damals hatte er es abgehakt, als einen netten Gag der Pastorin, aber auch ein wenig unpassend, gerade zu Weihnachten, wo doch alle feiern wollen und fröhlich sind. Das war so eine Darstellung von dem Gekreuzigten, auch so eine magere Figur, aber sie hing nicht mehr ausgestreckt an den Balken, sondern hatte einen Arm losgemacht und beugte sich herunter zu den hungernden Kindern in Europa, nach dem letzten Krieg war das. Der Mann da am Kreuz wollte den hungernden Kindern nahe sein. Das Bild sollte die Amerikaner dazu bewegen, Pakete zu schicken, zu helfen. Jetzt hingen seine Gedanken an diesem Bild fest.

Wer beugte sich zu ihm herunter? Man mußte sich schon herunterbeugen. Zu einem ohne Arbeit muß man sich herunterbeugen. Der ist unten, ganz unten. Wenn er sich irgendwo vorstellte, und er stellte sich oft vor, dann beugten sich die Männer hinter den Schreibtischen nicht herunter, sie machten eine andere Bewegung. Sie zuckten mit dem Schultern. Die meisten aber legten seine Bewerbung ab. Mittlerweile bewarb er sich ja auch auf halbe Stellen. Aber die gab's ja kaum für sein Metier. Er konnte

sich auch nicht vorstellen, daß der junge Schubert mit ihm seinen Job teilte. Dann könnte er nicht mehr mal eben auf die Malediven jetten. Der würde auch nie auf sein Auto verzichten. 76 000 Mark, die wollen erst einmal verdient sein. Er wußte, wie schwer das ist. Auch medizinische Geräte verkaufen sich nicht mehr von selbst.

Wer war sein Nächster? Wer sammelte ihn auf? Irgendwie mußte es schön sein, wenn man daran glauben konnte, daß da jemand ist, der sich zu einem herunterbeugt. Nicht mehr abseits stehen wie ein Aussätziger. Das könnte einen davon abhalten, auf den Boden zu steigen, wo dieser Haken aus dem Balken ragt. Da würden sie ihn dann finden, wie einen gebrauchten alten Mantel. Er konnte es nicht leugnen, dieser Gedanke irrlichterte in seinem Hinterkopf. „Unter die Räuber gefallen“ — das kann tödlich sein. Von Gott und der Welt verlassen — es gibt schon komische Redensarten, die wir immer noch ohne nachzudenken gebrauchen. Wenn er das nur glauben könnte, daß er nicht verlassen ist von Gott. Und nicht von den Menschen. Daß jemand mit ihm teilt. Ein Halbtagsjob wäre ja schon etwas. Ein Anfang wenigstens. Schubert arbeitet jetzt 70 Stunden in der Woche. Seine Frau beschwert sich schon, weil er nie zu Hause ist. Aber Schubert wird nicht teilen. Wenn er sich umsieht in der Welt, dann kannte er keine Beispiele für das Teilen. Oder doch? Für die Leute von der Oderflut ist viel gesammelt worden, sehr viel. Und das Bild von dem Mann, der sich vom Kreuz herunterbeugt, das hatte

auch seine Wirkung gehabt, damals. Er wollte es so gerne glauben.

Wer war sein Nächster? Wer sammelte ihn auf? Eines hatten ihm diese zehn Minuten Nachdenken gebracht: Er setzte sich an seinen Laptop und schrieb eine neue Bewerbung. Und er fühlte sich leichter als je.

Ein Nagel, nichts als ein Nagel

Bedächtig wog er den großen Nagel in der Hand. Kalt und glatt spürte er das schwere Metall. Mit der Fingerkuppe tastete er die scharfe Spitze ab. Er drückte mit seinem Finger auf diese drohende Spitze, fühlte, wie seine Haut sich spannte, einen kleinen Trichter bildete. Erst als der Schmerz kam, löste er seinen Druck auf die Fingerspitze. Seine Finger umspielten den Nagelkopf, gleitend fuhr er über die Aufschlagfläche für den Hammer.

Ein Nagel, nichts als ein Nagel, ein großer, schwerer Nagel. Wie können Menschen es nur fertig bringen, liefen seine Gedanken davon, wie können sie es nur über sich bringen, solch einen Nagel in warmes und weiches Fleisch zu treiben. Er sah vor sich einen Schmerzensmann, irgendein gotischer Künstler hatte diese Gestalt geformt und auf irgendeiner Reise hatte er sie gesehen und vergessen, doch nun war sie wiedergekommen vor seine Augen; dieser schmerzgekrümmte Menschenleib, ein Gekreuzigter, ein Kruzifix, wie das schon klang, wunderte er sich, Kruzifix, es war ein böses Wort, ein Wort, das den Schmerz ahnen ließ, die Unabänderlichkeit des Leidens. Sie haben solche

Nägel durch seine Hände und Füße getrieben. Sie — es gibt immer wieder Menschen, die so etwas tun, es gibt immer wieder diejenigen, die es befehlen und diejenigen, die es dann tun. Was empfinden sie wohl, wenn sie so etwas tun, den Hammer heben, den Nagel fest umklammern, zum Schlag ausholen.

Hitze stieg in ihm auf. Schamröte, dachte er, es ist bestimmt Schamröte. Deutlich stand die Szene vor ihm. Damals, als er beruflich so zu kämpfen hatte, man will es ja schließlich zu etwas bringen, und da muß man schon arbeiten, fünfzig Stunden, sechzig Stunden in einer Woche, und seine Frau hatte ihre Krise, sie lag nur noch auf dem Bett und las die Romane, zwei Stück an einem Tag, sie las und trank Kaffee, becherweise, eimerweise ... Ich bin schon wieder dabei, mich zu entschuldigen, ermahnte er sich, ich kann einfach nicht anders, ich will mich immer wieder entschuldigen, wie alle dieser Nägeleintreiber. Da waren die zwei kleinen Kinder, mitten in der Trotzphase, und kleine Kinder können kleine Teufel sein, wenn sie ihren Willen und ihre Kraft erproben. Sein Sohn tobte im Kinderzimmer, schrie und heulte, krebsrot im Gesicht, als wollte er ersticken. Da hörte er sich wieder schreien: Hör jetzt endlich auf, hör auf, sag ich. Bleib in deinem Zimmer, bis du endlich aufgehört hast! Und er schlug die Tür zu, und der kleine Junge zog mit aller seiner Kraft an der anderen Seite. Irgendwie war es dann über ihn gekommen, er wollte es dem kleinen Teufel zeigen, und er drückte mit

heftiger Bewegung die Tür wieder auf. Da war dann ein schriller Schrei, ein Schrei des Schmerzes, und Blut war da, Blut. Die Tür war über den kleinen Fuß geschlagen, hatte den Zehennagel fast abgerissen, unsinnig hochgeklappt war der kleine Nagel. So war es geschehen, und später hatte er oft tastend seinen erwachsenen Sohn gefragt, ob er sich denn erinnere an dieses Ereignis, das in seiner eigenen Erinnerung sich eingebrannt hatte, aber der Junge wußte nichts mehr davon, das Ereignis war untergegangen in den Schmerzen der Kindheit. Nur ihm selbst, dem Vater, hatte dieses Erlebnis seine Möglichkeiten nachgewiesen, unabweisbar. So wird man Täter, hatte er oft gedacht, so wird man also ein Täter ...

Bedächtig wog er den Nagel in der Hand. Es gibt diese Täter, dachte er, und ich bin einer davon. Nie konnte er seit damals unbefangen auf die Täter zeigen, auf die Kriegsverbrecher aus Vietnam und Bosnien, auf die Folterer aus Chile und Griechenland, auf die Peiniger aus den Gefängnissen und Lagern.

Da war ja auch noch die andere Sache damals, als seine Frau weinend auf Knien vor ihm lag und ihn bat zu bleiben, und er sein Gesicht abwandte und die Lippen zusammenpreßte. Und er war gegangen, gegangen ohne ein einziges Wort. Und er konnte sich selbst nicht freisprechen, weil er sich ja kannte und das ganze dichte Gespinnst der Entschuldigungen und Erklärungen, dieses Lügengeflecht, das so eng war, daß er zeitweilig es selbst glaubte. Nur stillen

Stunden war es vorbehalten, daß er sich durchschaute, daß er in sich las, wie in einem offenen Buch, stille Stunden wie jetzt, da er den Nagel in der Hand wog. So werden Menschen zu Tätern. Alle, aber was half ihm das, wenn er dachte, alle werden sie schuldig, jeder auf seine Weise. Es gibt Dinge, die kann man nicht auf andere abladen. Sein Spiegelbild zum Beispiel. Es war und blieb immer sein Gesicht, das ihm aus dem Spiegel entgegenschien.

Mein Gott, dachte er, es gibt so viele Momente der Schamesröte. Es gibt so viele. Da ist das nagende Gefühl, wenn er die Bilder des Elends sieht, die Straßenkinder in Rio, die hungermüden Kinder im Innersten Afrikas, und die Fliegen laufen über die kleinen Gesichter, und keine Hand scheucht sie weg, weil die kleinen Körper viel zu schwach geworden sind. Das alles liegt auch auf seiner Seele, wenn er ehrlich ist. Denn es ist seine Sache, die Reste von den Tellern in den Müll zu raken, bevor sie in die Spülmaschine kommen.

So ist es und nicht anders. Bedächtig drehte er den großen Nagel in seinen Fingern. Natürlich, das lag den Nägeleintreibern nahe, den Bußtag als Feiertag abzuschaffen, und er konnte noch nicht einmal mit dem Finger auf sie zeigen. Sie wollen ihre Schuld nicht sehen, was ist das für eine altmodische Sache, über Schuld nachzudenken! So geht es ihm ja auch. Wann denkt er denn schon einmal darüber nach, wann? Jetzt hier, mit dem Nagel in der Hand, da hat es ihn überwältigt. Was sagt Gott wohl zu seinen

Menschen, Gott, wenn es ihn denn überhaupt gibt, diesen Gott? Worte fallen ihm ein, Worte aus ferner Kindheit, er kennt sie noch, sie haben sich in den Winkeln seines Gehirns versteckt. „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!“ Das waren die Worte des Schmerzensmannes am Kreuz, nachdem sie diese Nägel durch seine Glieder getrieben hatten, gefühllos, mitleidlos. Aber dieses Wort paßte nicht zu seiner Frage. Denn er wußte, was er tat, er war stolz darauf, immer zu wissen, was er tat. Dieses Wort nahm keine Last von seiner Schulter.

Andere Bilder kamen ihm in den Sinn, Bilder des Gerichtes, der Höllenfeuer, der Teufelsgestalten, die mit Instrumenten des Todes Rache übten an den Schuldigen. Welch eine kranke Phantasie mag sich diese Gestalten und die Foltern ausgedacht haben, damals, im Mittelalter. Und nichts von dem, was sie da gemalt haben als Schrecken der Hölle, nichts von dem ist nicht auch schon tausendmal auf Erden geschehen. Ihn fröstelte. Plötzlich fühlte er sich einsam, wie in einer dunklen und kaltwindigen Nacht. Weit und breit kein schlagendes Herz, nur Kälte und Wind und Dunkelheit.

Bedächtig wog er den Nagel in seiner Hand. Das kalte Metall hatte die Wärme seiner Haut angenommen. Glatt fühlte es sich an. Da stieg ein anderes Bild in ihm auf. Er sah sich als kleines Kind auf dem Schoß seiner Mutter, spürte ihre Weichheit und Wärme. Er hörte wieder ihre Stimme, ihre Stimme mit dem Hamburger Zungenschlag: Ischa

gut, mein Junge, ischa alles gut. Wenn es einen Gott gibt, dachte er, wenn es einen gibt, dann muß er das sagen: Ischa gut, mein Junge, ischa alles gut. So einen Gott brauchte er, einen Gott, vor dem er nichts verstecken mußte, einen Gott, vor dem er keine Ausreden mehr brauchte, einen Gott, der das ganze Elend eines Menschenlebens verstand.

Da war noch etwas anderes mit einem Mal in seinem Kopf, der Geruch und Geschmack von Rotwein, und er kannte auch wieder diese Worte: „Nehmt hin und trinket alle daraus. Dieser Kelch ist der neue Bund in meinem Blut, das für euch vergossen wird zur Vergebung der Sünden ...“ Ja, so muß es sein. Wenn du es nicht mehr tragen kannst, dann muß da jemand sein, der dir die Last abnimmt. Irgendwie klangen diese Worte liebevoll in seinen Ohren, liebevoll, wie die Stimme seiner Mutter, damals, als er noch klein war. Aber man wird ja nie groß, man braucht dieses Gefühl immer wieder, dieses Angenommenwerden trotz allem, trotz allem ...

Sie haben den Bußtag abgeschafft. Aber das können sie nicht ändern, auch wenn sie alles in Mark und Pfennig rechnen. Solange es Schuld gibt, solange muß es auch Vergebung geben, die man nicht kaufen kann. Und sie haben alle den Nagel in der Hand, auch wenn sie es nicht wahrhaben wollen, sie haben alle den Nagel in der Hand.

Pieta

Die beiden alten Damen saßen vor der österreichischen Pension auf der Bank, sahen der sinkenden Sonne zu über den schroffen Bergen und tranken Kaffee.

„Eigentlich möchte ich noch ein Stück Apfelstrudel“, sagte die eine, „der ist wirklich gut.“ Und dann sagte sie wieder: „Mein Sohn, der Herr Doktor“ und: „Meine Tochter, die Professorin“, und erzählte. Sie erzählte viel von ihren Kindern, sie hatte angefangen, als die Sonne hoch am Himmel stand, und nun berührte der Sonnenrand schon die weiße Bergspitze. Sie sagte auch immer wieder: „Mein Sohn, der Herr Doktor“ und: „Meine Tochter, die Professorin“, und da war noch ein Sohn, der fuhr Müll für viele Dörfer und machte Geld daraus. Aber von dem erzählte sich nicht so gut, nur von seiner Segelyacht und seinem Haus am Waldrand mit den vier Badezimmern darin, davon ließ sich reden. Aber mußte er ausgerechnet aus Müll sein Geld machen? Sie hatte ihm das nie so ganz verziehen, allerdings: sein Haus lag am Waldrand, und Urlaub machte er in Südamerika, jedes Jahr. Doch den Pelzmantel, den hatte ihr Sohn, der Herr Doktor, ihr geschenkt, und die

Kette mit der alten Goldmünze, die kam von ihrer Tochter, der Professorin. Sie genoß nun noch das zweite Stück Apfelstrudel mit Blick auf die österreichischen Berge und Schlagsahne. An das österreichische Wort dafür, Schlagobers, konnte sie sich nicht gewöhnen.

„Haben Sie keine Kinder?“ fragte sie ihre Nachbarin.

„Doch“, lächelte die weißhaarige Frau.

„Haben Sie nicht so viel Glück gehabt mit den Kindern?“ fragte die erfolgreiche Mutter weiter.

„O doch“, lachte die andere. Und dann erzählte sie. Von Thomas erzählte sie, dem verrückten Thomas. Als Kind aß er am liebsten Leberwurst mit Marmelade, und in der Schule, naja, er war Preisträger an seiner Schule geworden, ein Notenschnitt von 1,0, und im Studium war er ganz schnell Assistent geworden. Wie war er kritisch gewesen gegenüber der Kirche, hatte nichts wissen wollen von Gott und Glauben und so. Mit Mühe hatte sie ihn dazu bekommen, sich konfirmieren zu lassen. Ihr Mann sagte immer: Hilde, der Junge ist viel zu intelligent, um auf die Pastoren hereinzufallen. Aber dann war es passiert. Thomas wollte nicht zum Bund. Er hatte es nie mit der Gewalt gehabt — obwohl er ein guter Sportler war und auch Judo gemacht hatte. Soldat wollte er nicht werden. Den Ersatzdienst machte er dann bei der Kirche. In einer Jugendwohnung. „Wissen Sie, das sind so Wohnungen für junge Leute, die ausgerutscht sind. Die haben Drogen genommen oder Autos aufgebrochen, oder sie sind von ihren Eltern vor die

Tür gesetzt worden oder sind weggelaufen. Und damit sie nicht ganz unter die Räder kommen, wohnen sie zusammen, immer sechs oder acht und ein Betreuer.“ So ein Betreuer war ihr Thomas im Ersatzdienst. Als diese Zeit vorüber war, da ist der Thomas einfach dageblieben. Ich kann die Jungen nicht im Stich lassen, sagte er, und es kamen immer neue Jungen, die er nicht im Stich lassen konnte. Nein, große Geschenke kann er nicht machen, der Thomas. Bei 2000 Mark im Monat bleibt nichts übrig für große Geschenke, und außerdem steckt er noch viel in die Jungen hinein. Neulich, ja, kurz vor der Reise hat er ihr etwas geschenkt. Er brachte drei Gesellenbriefe und einen Facharbeiterbrief mit. Das haben seine Jungen geschafft, aber es sind schon wieder neue da, alles Türken, und Thomas weiß noch nicht, ob das mit seinen deutschen Jungen zusammenpaßt.

Die Doktorenmutter wunderte sich über die kleine Frau neben ihr. „Haben sie nur den Thomas?“ fragte sie, und es klang wie Mitleid.

„Nein“, sagte die kleine Frau, „meine Christina ist auch noch da.“

Christina war lange in Paris gewesen und in Spanien. Jetzt war sie in Berlin. Was sie denn macht, die Christina? „Ach, mal war sie Zimmermädchen, mal Verkäuferin und Bedienung in einem Café und mal hat sie auch nur geputzt.“

„Macht sie denn nichts Anständiges?“

„Doch, sie malt, gut sogar.“

„Verkauft sie auch?“

„Nur wenig. Aber immer, wenn sie zu Besuch kommt, bringt sie Bilder mit. In Berlin macht sie nun in der Politik mit.“ Anfangs hatte sie es gestört, daß ihre Tochter bei den Demonstrationen war. Sie hatte Angst. Aber sie hat sich daran gewöhnt.

Die Doktorenmutter schwieg. Komisch, dachte sie. Da hat diese Frau zwei Kinder. Die könnten beide etwas Ordentliches geworden sein. Und sie sind eigentlich nichts. Und doch ist die kleine Frau offensichtlich zufrieden. Sie traute sich und fragte glatt heraus: „Hätten Ihre Kinder nicht mehr werden können?“ Die kleine Frau überlegte. Dann antwortete sie leise: „Wissen Sie, meine Kinder ... sie sind glücklich, beide. Sie gehen beide ihren Weg. Ich habe mich auch manchmal gefragt. Aber dann habe ich daran gedacht, wie ich heiße. Da habe ich mit mir geschimpft. Und jetzt brauche ich nur daran zu denken, und dann freue ich mich über meine Kinder.“

„Wie heißen Sie denn“, fragte die Doktorenmutter. Ihr Brillantring funkelte in der Abendsonne, und sie freute sich daran.

Die kleine Frau zeigte nach drüben an den Wegrand. Da stand unter kleinem spitzen Dach eine Pieta, die Figur einer Maria, den Leichnam ihres Sohnes über den Schoß gelegt. „Ich heiße Maria“, sagte die kleine Frau. Die andere sah sie ungläubig an. Die kleine Frau sprach weiter.

„Haben sie sich die Maria da drüben schon einmal genau angesehen?“

„Ich mag so etwas nicht sehen“, sagte die andere, „das ist mir zu traurig.“

„Kommen Sie mal mit“, bat die kleine Frau, und die beiden gingen hinüber zur Marienfigur. „Schauen Sie mal“, sagte die kleine Frau.

Da sah es auch die andere. Die Maria mit dem Leichnam ihres Sohnes auf dem Schoß weinte nicht. Sie lächelte. Die Doktorenmutter schluckte. Sie fühlte mit einem Male, daß sie nachdenken mußte. Über das, was Glück ist. Sie hat sich das noch nie so vorgestellt: Jesus als ein glücklicher Mensch. Natürlich, warum sollte er das sonst so gemacht haben, das Helfen, das Heilen, das Reden mit den Leuten ...

Glück — was war das eigentlich?

Passion

– Wie kann man nur seinen Freund verraten, seinen besten Freund! Oder war er nicht Ihr bester Freund, Simon Petrus?

– Doch, das war er. Aber ...

– Da gibt es kein „aber“. Freunde verrät man nicht. Ihre Tränen werden Ihnen nicht helfen. Hören Sie bloß auf zu weinen! Warum weinen Sie überhaupt? Selbstmitleid, was, heulendes Elend, oder?

– Selbstmitleid, ja, Mitleid mit uns Menschenkindern. Ich sehe sie vor mir, die mit mir und nach mir das gleiche tun.

– Wie war das damals, Kuddl Petersen, wie war das mit deinem Genossen Otto Seligmann, 1934? Ihr hattet doch viel miteinander getan vor '33, oder?

– Ja, das hatten wir. War 'ne schlimme Zeit damals, und wenn wir die Gewerkschaft nicht gehabt hätten ... Wir haben viel getan für unsere Kumpel, damit sie möglichst lange Arbeit hatten. Wir haben auch eine Volksküche organisiert. Das Stempelgeld war ja man wenig, und Kindermäuler wollen gestopft werden. Auch wenn die Suppe dünn war, es war doch etwas.

– Haben Sie nicht auch miteinander gekämpft, und der Otto Seligmann hat Ihnen zur Seite gestanden?

– Ja, das hat er, der Otto. Der Otto war ein ganz eifriger. Die SA kam damals ja immer wieder in Altona. Die wollten uns kurz und klein schlagen. Aber wir haben uns gewehrt. Einmal haben sie unsere Eckkneipe überfallen, wo unsere Zelle immer tagte. Sie kamen mit Totschlägern. Mich hatten sie schon in der Mangel. Da kam der Otto Seligmann und hat mich 'rausgehauen. Er hatte ganz schön viel Mut für einen Juden, das hatte er.

– Und wann haben Sie ihn zuletzt gesprochen?

– Gesprochen nicht. Gesehen hab' ich ihn. Am Vorabend zum 1. Mai 1934, an der Stadthausbrücke, vor der Gestapo. Ich kam da zufällig vorbei. Da haben sie ihn 'reingeschleppt, zwei in so'm Ledermantel. Gehen konnte er kaum noch. Aber er hat mich angesehen. Ganz lange und traurig.

– Und Sie, was haben Sie getan?

– Gar nichts, geschämt hab' ich mich. Den roten Knopf hab' ich schnell verdeckt. Ich war ja schon in der Partei, wissen Sie, das ging damals ganz schnell mit der Arbeitsfront und so. Ich glaub', mir kamen auch die Tränen. Weggesehen hab' ich.

– Das kennen wir. Lotte Sierk, Sie haben doch auch Ihre Erfahrungen mit diesem Thema, Sie als Frauenschaftsführerin!

– Ja, das hab' ich. Aber wissen Sie, was sollte ich machen? Ich hatte doch Kinder, und mein Mann ist im Abwehrkampf im Osten gefallen.

– Sie hatten es bestimmt nicht leicht, aber mußten sie die Hand heben gegen Herrn Hartmut?

– Wissen Sie, ich hatte das alles einfach vergessen. Ja, ich habe in unserem Dorf die Frauenschaft geführt. Zuerst war ich im BDM. Das hat ja auch Spaß gemacht, das Singen, das Lagerfeuer. Da war ich auch Mädelschaftsführerin. Und dann brauchten wir jemanden für die Frauen im Dorf. Denen war die Partei so egal. Aber der Führer brauchte uns. Da habe ich alles organisiert. Bald waren fast alle drin bei uns. Unser Dorf stand zum Führer.

– Aber doch nicht ganz freiwillig, oder?

– Das nicht. Aber dafür habe ich denn ja auch beim Engländer gesessen. Ein halbes Jahr im Lager.

– Und wie war das mit Herrn Hartmut?

– Er hatte an Erschießungen teilgenommen. Meine beiden Jungen sollten gerade zum Studentenaustausch in die Staaten. Das lief über die Partei. Da bin ich ja seit 1950 drin. Als Christdemokraten konnten wir doch keinen Belasteten im Vorstand haben. Der Kreisvorstand hat ganz ernsthaft mit uns gesprochen. Da haben wir Herrn Hartmut den Rücktritt nahegelegt. Ganz demokratisch.

– Und Herr Hartmut?

– Der hat nur gesagt: Du, Lotte? Da war ich traurig.

– Das kennen Sie noch nicht, Herr Schäfer, nicht wahr? Sie waren doch Bürgermeister in der kleinen Stadt in Brandenburg, oder?

– Ja.

– Sie waren in der SED?

– Natürlich.

– Haben Sie denn alles geglaubt, was Sie da gesagt haben, bei Reden und so?

– Aber ja doch. Wir kannten das doch nicht anders. Und das war ja auch nicht falsch, oder? Die Sache mit der Dritten Welt, den Entwicklungsländern, dem Militarismus. Oder sehen Sie doch einmal das Elend der Arbeiter in den Fabriken früher. Der Marxismus hatte doch nicht so ganz unrecht. Es gab doch Kinderarbeit. Der Faschismus war doch auch schlimm, oder etwa nicht?

– Was sind Sie jetzt, Herr Schäfer? Bürgermeister sind sie ja nicht mehr.

– Nein, ich bin jetzt Makler. Liegenschaften, Versicherungen, Finanzen. Vorsitzender der Mittelstandsvereinigung bin ich.

– Ihren Wartburg haben Sie verkauft?

– Ja, ich fahre jetzt einen Lancia.

– Traurig sind Sie nicht, Herr Schäfer? Schlafen Sie gut?

– Ja, wieso?

– Herr Vorsitzender!

– Ja, Simon Petrus?

– Herr Vorsitzender, sehen Sie, deshalb fing ich damals an zu weinen. Deshalb. Weil wir Menschen so sind. Herr, erbarme dich, Herr, erbarme dich.

OSTERN

Vom Eise befreit

Er ist auferstanden, er ist wahrhaftig auferstanden! sagte der Pastor.

Er weiß es nicht, dachte sie, er weiß es wirklich nicht! Ich bin auferstanden, ich, eine alte Frau von 53 Jahren, ich bin auferstanden, ich. Und ich war so tot, so tot war ich, abgestorben, erstorben, gestorben. Was anderes ist man denn, wenn die Kinder eigene Wege gehen, wenn der eigene Mann sich verabschiedet mit einer Jüngerin. Wer ist man denn, was ist man denn in einer verschlafenen Kleinstadt, überall nur Paare, Paare und Familienglück, und man selbst? Man selbst macht die Wohnung. Staub wischen, einmal und wieder Staub wischen, Gardinen stecken, wieder und wieder. Bestellzettel schreiben für den Otto-Versand, und dann hängt das Zeug im Schrank, füllt die Regale, und er, er hat eine Freundin, er ist glücklich, und die Kinder telefonieren wieder mit ihm, besuchen ihn womöglich, das junge Glück, und ich wisch' Staub.

Wer schaut schon eine alternde Frau an, ein Gesicht voller Falten. Sie haben ja einen Beruf, sagen die Leute, einen schönen Beruf, Lehrerin, aber was soll man den jungen

Leuten sagen, wenn das ganze Leben fehlgeschlagen ist, wenn der Mann weg ist, und man hat ihn doch geliebt, wieder und wieder. So sinnlos ist alles, was bleibt einem denn, allein, eine konische Alte, die Möbel um einen 'rum, und sie sagen nichts, sie reden nichts. So tot war sie. Töpfern hätte sie können, Seniorengymnastik machen, Malkurse für Kreative, aber wozu? Lesen, wozu, Musik, wozu? Einen Krimi im Fernsehen und Saufen, das bleibt einer alternden Frau. Männer haben es leichter. Graue Schläfen sind schön. Und er lebt mit seiner Freundin. Was kann man nur machen, wenn alle Welt die vier freien Tage feiert zu Ostern und das Familienglück. So sinnlos war alles, so umsonst.

Aber dann war da die Sendung im Radio. Das Radio lief immer, und es lief laut gegen die Stille. Man hört gar nicht hin, aber man hört auch nicht die Einsamkeit. Irgendwie um Religion ging es da, und sie könnte noch eine Maschine waschen, über die Tage wird es trocken. Die Frauen gingen zum Grab, sagte er im Radio.

Ja, wenn sie nur ein Grab hätte, zu dem sie gehen könnte, einen Flecken Erde zum Weinen und Erinnern, aber sie hatte kein Grab, er lebte mit einer anderen, sie hatte nur ein Urteil im Namen des Volkes auf 2 Seiten DIN A4. Vielleicht könnte sie ja Blumen draufmalen nach einem Malkursus in der Volkshochschule, damit man mal unter Menschen kommt. Sie lachte, aber ihr Lachen war bitter wie ein Erbrechen.

Was sucht ihr den Lebendigen bei den Toten? Er ist nicht hier! sagte der im Radio. Das war der Satz. Das war der Satz, dachte sie, der wie Osterglocken in sie hineinläutete. Vom Eise befreit sind Strom und Bäche, dachte sie. Die Richtung war einfach falsch, die Richtung. Umdrehen mußten sich die Frauen am Grab, umdrehen, weg vom Grab, der Stadt zu, der Stadt, die im Glanz der Morgensonne dann vor ihnen lag.

Aber wie kann man sich umdrehen, wenn man wie gelähmt ist, randvoll Trauer, wenn alles einen zum Grabe zieht? Sie hatte die Waschmaschine noch nicht vollgefüllt, sie stand da mit der schmutzigen Wäsche in der Hand, als der im Radio von Emmaus erzählte. Die Jünger Jesu und der Fremde auf dem Weg nach Emmaus. Bleib doch bei uns. Es ist fast Abend, und gleich wird es dunkel. Und der Fremde nimmt das Brot, dankt Gott, bricht es in Stücke und gibt es ihnen. Da gehen ihnen die Augen auf. Wurde uns nicht ganz heiß ums Herz? Und sie stand da vor der Waschmaschine, die Schmutzwäsche in der Hand, und die Tränen liefen ihr herunter, wie Ströme und Bäche vom Eise befreit, als wollte sie mit Tränen waschen, und sie weinte, weinte allen Schmerz und alle Trauer. Da gingen ihnen die Augen auf, aber ich sah gar nichts mehr vor lauter Tränen, dachte sie.

Sie konnte die Flut ihrer Gedanken kaum noch bewältigen. Ich muß noch die Claudia anrufen, meine Schülerin, die von zu Hause weg ist, zum Freund gezogen, und sie ist

schon im dritten Monat und will es haben. Ich muß noch den Stapel durchkorrigieren und die Klausur wohl noch einmal schreiben lassen, weil so viele unter dem Strich sind. Beim Ostermarsch ging es um die Ausländer, da darf ich eigentlich nicht fehlen. Ich will meine Schwester noch anrufen, die hat's auch nicht leicht bei den Schulden, die sie gemacht haben. Meine Kleine kann ich auch noch anrufen, die sitzt auch allein in ihrem Zimmer. Ich will mein Buch noch weiterschreiben, auch wenn's keiner will.

Das war's, was sie nun hier her gebracht hatte in die Kirche am Ostermorgen, und sie hatte ihr hellstes Winterkleid angezogen, denn kalt war's ja immer noch. Was sucht ihr den Lebendigen bei den Toten? Zweitausend Jahre sagen sie das nun schon, zweitausend Jahre. Das hätten sie sich nicht träumen lassen bei der Kreuzigung, zweitausend Jahre. Gewiß, das waren nicht immer grade Wege. Die Christen haben keinen Grund, stolz zu sein. Aber er war nicht tot zu kriegen, der Zimmermann aus Nazareth, der Gottessohn. Sonst hätte er sie nicht erreicht an ihrer Waschmaschine. Aber da gab es keinen Zweifel. Mich hat er umgedreht, vom Grab zur Stadt, wenigstens jetzt, jetzt im Augenblick. Ich hatte so viel Angst vor den leeren Tagen, und jetzt kann ich es kaum abwarten, bis wir hier fertig sind. Claudia hat mich eingeladen. Wir werden über das Kind reden, wie wir es hinkriegen mit der Schule und ihren Eltern. Vielleicht kommt sie ja auch mit zum Abschluß des Ostermarsches morgen, vielleicht. Ich muß auch noch

mal etwas vorbereiten für die Schule. Wir haben ja auch Schüler bei uns, die Sieg Heil schreien. Sie sah auf das Kreuz und dachte: Er lebt, und ich lebe auch.

Na und ...

Weihnachten war wieder grauenvoll. Das macht auch keine Stereo-Anlage und kein BMX-Rad wieder gut. Es wurde trotz der vielen Kerzen am Baum einfach nicht warm. Das fing schon mittags an, als Gisela wieder drei Gedecke auflegte, so, als wäre alles wie früher. Drei Gedecke, wie früher, als Er noch da war. Aber Er ist nicht mehr da. Er ist weg. Er ist bei einer anderen. Sie ist wohl jünger als Gisela, klüger vielleicht auch. Nun ja, ein Mann an die Vierzig. Seit Er seine Koffer nahm, seit Er die Tür hinter sich zumachte, seitdem ist Gisela nicht mehr zu gebrauchen. Manchmal trinkt sie. Manchmal weint sie, Norbert versteckt die vollen Flaschen und trägt die Leeren weg. Norbert versucht zu trösten, die Tränen abzuwischen, und er sieht die Falten, die Ihm nicht mehr gefielen, Ihm, der die Tür hinter sich zumachte, und seitdem nur noch zahlt, auch nicht regelmäßig und nicht so viel wie er soll. Dies Weihnachten ertrank in Tränen. Um zehn ist Norbert noch mal 'rausgegangen — nein, fortgelaufen ist er. Nur raus. Nur weg. Norbert versteht auch nicht, warum ein Mann einfach fortgeht, warum ein Vater sein Kind völlig

vergißt — hätte Er nicht anrufen können zum Geburtstag, wenigstens anrufen. Früher — früher hatten sie in die Geburtstage reingefeiert, weil Er es nicht erwarten konnte, zuzusehen, wie die Geschenke ausgepackt wurden. Es waren immer sehr viel Geschenke gewesen, und Er freute sich wie ein Kind. Und dann hatten sie gespielt, gespielt und geredet, gelacht. Nun ruft Er nicht einmal an. Einfach vergessen hat Er ihn. Gestrichen. Genau so fühlt Norbert sich auch: gestrichen. Ausgestrichen. Ausgestrichen, wie ein falsches Ergebnis, ein falsches Wort. Mit den falschen Worten hat Norbert es jetzt sowieso. Die richtigen Worte gelingen ihm nicht mehr. Das letzte Zeugnis war zum Weglaufen. So laut kann Norbert die Musik gar nicht aufdrehen, wie er sie hören möchte, um nicht wehr zu denken, zu denken an früher. Seit einiger Zeit raucht Norbert. Er rauchte auch, Rauchen erzeugt Krebs. Norbert hat es Ihm immer wieder gesagt. Nun raucht er selbst. Obwohl Rauchen Krebs macht. Na und, denkt Norbert. Sein ganzes Leben ist Na und.

Früher ... Aber er ist kein Kind mehr. Jetzt nicht mehr. Jetzt weiß er, daß sich alles nicht lohnt. Nichts lohnt sich. Wenn jetzt die Schule nicht klappt — na und ...

Die Idee kam in der Jugendgruppe auf. Manchmal geht Norbert noch hin, Donnerstags. Na und? Früher war er jeden Donnerstag da. Norbert rennt wieder zur Kirche, sagte Er. Norbert sorgt dafür, daß wir alle in den Himmel kommen, sagte Er, so oft, wie er zur Kirche rennt. Dabei

war's nur eine Jugendgruppe. Ein bißchen reden, ein bißchen spielen, ein bißchen Musik hören. Früher war Norbert immer da, jeden Donnerstag. Nun kommt er nur noch manchmal. Na und?

Da war die Idee. Hast du schon mal einen Toten gesehen?

Nein, du? Wollen wir mal?

Einen Toten — wie beim Verkehrsunfall?

Nein, einen ohne Blut. Die Jungen können kein Blut sehen, kein wirkliches.

Einen Toten — so eine Oma vielleicht.

Ja, das vielleicht auch. Vielleicht aber auch junge Tote.

Wieso denn, mehrere gleich?

Ja, wenn, dann muß es sich lohnen, gleich mehrere.

Morgen. Morgen ist schulfrei, Karfreitag.

Gut, morgen also.

Aber wieso denn tagsüber? Nachts wäre doch viel spannender.

Nein, nachts geht das nicht. Das geht nur am Tage, besonders an so einem.

Und wo?

Auf dem Friedhof natürlich, wo sind denn sonst schon viele Tote.

Nein, das bringt doch nichts. Gräber. Gräber kennt jeder. Da ist doch nichts bei. Tote mit Erde drüber.

Nein, richtige Tote. Ohne Erde drüber. Ja, genau das: richtige Tote, ohne Erde drüber. Wetten? Und nicht nur einen. Morgen. Um Zehn. Auf dem Friedhof.

Und da stehen sie nun, am Haupteingang, im nassen Nebel. Es sind nicht alle da. Norbert ist dabei. Na und?

Was machen wir jetzt?

Wart ab.

Drüben hält der Bus. Bei dem trüben Wetter hat er Licht an drinnen. Man sieht, wie die Leute sich drängeln. Sie quellen aus dem Bus. Wie eine schwarze Wolke im Nebelgrau kommen sie heran. Schwarze Mäntel. Handtaschen fest im Griff. Schwarze Hüte. Sie kommen in Wellen über die Straße. Bleiche Gesichter. Schwarz, fast bedrohlich. Die drängen durch den Haupteingang, verteilen sich in die kleinen Gänge der Gräberreihen.

Und nun, wie geht's weiter?

Kommt mit! Jetzt ist es günstig. Eine gute Gelegenheit. Jetzt könnt ihr die Toten sehen, paßt auf!

Und sie gehen den Hauptweg entlang, an der Kapelle vorbei. Vorüber an der Leichenhalle. Wieso?

Weiter über die kleinen Wege. Verteilt euch, sagt jemand. Verteilt euch! Wir treffen uns wieder bei der Kapelle.

Sie gehen über den Friedhof. Vor den Gräbern, nicht vor allen, aber vor einigen, da stehen die dunklen Gestalten wie schwarze Baumstümpfe und halten Zwiesprache. Sie stehen da wie Galgenpfähle. Manchmal bückt sich einer, krümmt sich, krampft sich zusammen, zupft hier und da am kargen Grün, richtet sich auf. Manchmal zucken Schultern. Manchmal formen leere Münder unhörbare Worte.

Die Jugendlichen gehen die Grabreihen entlang, ihr Lachen ist verstummt. Einige fröstelt. Da stehen sie wie große schwarze Denkmale. Wie erstarrte Gestalten. Wenn Salz schwarz wäre, könnte man sagen: wie Salzsäulen.

Später, an der Kapelle, haben nicht alle die Toten gesehen. Norbert hat sie gesehen. Er hat viele Tote gesehen. Junge und Alte. Er fühlt sich selbst wie tot. Starr und steif sind Finger und Hände. Bleischwer und müde die Beine. Tief in seinen Augenhöhlen brennt es. Tränen werden auf der Haut eiskalt.

Norbert geht allein nach Hause. Als er aus dem Friedhofstor geht, ist es heller geworden. Der Nebel hat sich aufgelöst. Es regnet und zugleich scheint die Sonne. Autos hupen. Menschen gehen spazieren. Aus der Kneipe drüben kommen Stimmen. Und Musik.

Norbert geht schneller. Allmählich werden seine Hände wieder warm, er bewegt die Finger. Er fängt an zu laufen. Er springt über die Fußplatten ohne die Rillen zu treten. Norbert lacht.

Es vergehen noch viele Wochen, bis Norbert zufällig die Worte hört: „Laßt doch die Toten ihre Toten begraben.“ und: „Wer die Hand an den Pflug legt und sieht zurück ...“ Da aber hat er es schon geschafft. Es geht wieder bergauf. Sein Klassenlehrer hat's gesagt. Und Gisela hat sich arbeitslos gemeldet beim Arbeitsamt. Sie lesen jetzt jeden Tag die Stellenanzeigen in der Zeitung.

Früher ist Vergangenheit. Leben tun wir heute und morgen.

Jesus lebt!

„**W**eißt du noch ...“ Das sagen Menschen immer, wenn etwas für immer vorbei ist. „Weißt du noch ...“, das ist ein trauriger Satz, und oft weinen Menschen fast, wenn sie ihn sprechen.

„Weißt du noch, als wir mit Jesus diese Straße gingen“, sagten die beiden Männer zueinander, die über die stau-
bige Straße aus der Hauptstadt entlangzogen. Jeder konnte sehen, wie traurig sie waren über dieses „Weißt du noch ...“ Sie ließen ihre Köpfe hängen, ihre Schritte waren schleppend und schwer, ihre Rücken gebeugt wie unter drückender Last. „Weißt du noch, wie wir mit Jesus lachten und feierten?“ „Weißt du noch, wie er der traurigen Mutter half, deren Tochter auf den Tod daniederlag, ich glaube eine Ausländerin war das, und unverschämt wurde sie, als Jesus sie nicht gleich anhörte mit ihrem Kummer.“ „Weißt du noch, als er seine flammende Rede hielt gegen die hart-
herzigen Reichen?“ „Weißt du noch, wie er die Tausende Zuhörer dazu brachte, ihre Wegzehrung zu teilen, damit alle satt wurden, auch die Vergeßlichen, die sich nichts mitgenommen hatten?“

So zogen sie ihres Weges, die beiden. Sie hatten ihren Freund und Lehrer verloren. Sie hatten an seinem Grab gestanden, lange, leise weinend und stumm. Alles war vorbei. „Nie wieder“ ist auch so ein trauriges Wort. Und das dachte ein jeder still bei sich: „Nie wieder werden wir glücklich sein und miteinander feiern, nie wieder werden wir uns fühlen, wie die Kinder eines liebenden Vaters, nie wieder werden wir unsere Träume wahr machen können von einem Leben in Eintracht und Liebe, wie es damals war, damals, mit Jesus.“

So zogen sie die staubige Straße entlang zum nächsten Dorf, aber sie hatten eigentlich kein Ziel mehr, und so waren ihre Schritte zögernd, als gehörten sie zu denen, die nie ankommen.

Als sie den Fremden sahen, der am Wegrand stand, da sahen sie ihn nicht. Sie sahen die Sonne nicht, die ihnen in die Augen stach, sie sahen den Staub nicht, der sich auf ihre Lider legte, sie sahen den Fremden nicht an. Er wollte mit ihnen gehen, und sie wiesen ihn nicht ab. Sie hatten nichts gegen ihn, wie sie gegen gar nichts etwas hatten. Ihnen war alles gleich. Sie waren wie tot, leer, als wäre alles Leben in ihnen erstorben.

Sie hatten auch nichts dagegen, als der Fremde sie nach ihrer Traurigkeit befragte. Ja, dabei gerieten sie sogar ein wenig in Hitze, als sie von Jesus erzählen konnten, und ihre Rücken wurden tatsächlich ein wenig gerader. Der Fremde schaute sie verwundert an, als sie so erzählten, als

verstünde er nichts. Dann aber brach es aus ihm hervor: „Habt ihr wirklich gedacht, jemand könnte die Kaufleute aus dem Tempel vertreiben, und es würde nichts geschehen? Habt ihr denn wirklich geglaubt, es könnte jemand mit den Feinden unseres Volkes verkehren, und niemand würde sich darüber erregen? Meinet ihr wirklich, es könnte jemand ungestraft mit Verbrechern, leichtfertigen Mädchen und Frauen verkehren, und niemand würde ihn dafür verachten? Nein, solche Narren könnt ihr nicht sein! Wer sich mit den Mächtigen dieser Welt erzürnt, den werden sie umbringen, das war schon immer so. Eurem Freund und Lehrer muß das klar gewesen sein. Darum ließ er sich auch verhaften und hat sich nicht gewehrt. Der mußte doch sein Leben dafür geben, damit es einmal anders wird in dieser Welt.“

Doch die beiden Wanderer hörten dem Fremden nicht zu. Sie waren viel zu tief in ihrer Traurigkeit versunken. Sie hörten die Vögel nicht singen, sie hörten nicht das Summen der Bienen, sie hörten auch nicht die Stimme des Fremden, der neben ihnen schritt.

Am Ufer des Sees setzten sie sich nieder zur Rast und zum Abendmahl. Aus ihren Beuteln holten sie das Brot, das ihnen nicht schmecken würde, und den Wein, der ihnen sauer sein sollte. Da nahm der Fremde das Brot in seine Hände, brach es in Stücke und teilte es aus an sie. Desgleichen nahm er den Krug mit Wein und er reichte ihn an die Wanderer weiter, damit sie sich erfrischten.

„Weißt du noch“, wollte der eine gerade sagen, „wie Jesus mit uns Brot und Wein teilte?“ Da gingen ihm die Augen auf, und er kam nur bis „Weißt du ...“ Da stockte er, und nach einer erschrockenen Pause fuhr er fort: „Weißt du, das hier, das ist ja wie es immer gewesen ist! Es hat sich ja gar nichts geändert! Wir teilen das Brot, wir teilen den Wein, wir haben Hände, den Armen zu schenken, wir haben einen Mund, die Traurigen zu trösten, wir haben Füße, zu den Einsamen zu gehen.“ Der andere Wanderer blickte auf. Um seinen Mund spielte ein Lächeln. „Wirklich, so ist es. Jesus hat es doch immer gesagt: Selbst der Tod kann uns von seiner Liebe nicht trennen. Jesus lebt! Das ist es! Jesus lebt, er hat den Tod besiegt!“

Sie wollten es freudig dem Fremden erklären, aber der war schon davongegangen. Der Ruf aber schallte ihm hinterher: „Jesus lebt!“ Wir hören diesen Ruf noch heute.

Schnee zu Ostern

In den Ecken lag noch der Schnee. Schmutzig grau kauerte er sich in den windgeschützten Ecken. Wenn ein Sonnenstrahl in diese dunklen Ecken fingerte, blitzten silbern kleine Kristalle auf. Sie mochte es nicht glauben, aber die Sonne weckte auch aus dem Schmutz noch ein Glänzen. Morgen ist Ostern. In dieser steinernen Straße, in dieser himmelsfernen Schlucht zwischen den ragenden Häusern sah sie noch nichts davon. Die wenigen Krokusse auf dem schmalen Dreieck des Parks waren hier vergessen.

Ostern, war das nicht Frühling, Leben in bunten Farben? Sie hätte so gerne ihre Hände ausgestreckt nach Leben, aber ihre Arme waren so steif und schwer, sie war so tot, so leichenstarr. Daß ihre Beine sie noch trugen, das konnte sie nicht gelten lassen. Sie bewegten keine lebendige Frau durch diese bedrängende Enge der Straßenklamm. Auf ihren kalten Füßen lastete lebloses Fleisch, nichts als lebloses Fleisch. Sie hastete durch diesen kalten Morgen und legte sich in immer neuen Anläufen zurecht, wer und was sie denn sei. Aber sie fand sich nicht bei allem Suchen und Mühen. Ihre Gedanken holpterten und stolpterten in engen,

geschlossenen Kreisen. Sie war sich selbst abgestorben, das war sie.

Corinna hatte sie begraben. Jeden Tag hatten sie telefoniert. Sie brauchten einander, seit sie sich damals im Kindergarten begegnet waren. Corinna, die mit niemandem auch nur ein Wort sprach, seit ihre Mutter sie dort im fremden Zimmer ablieferte, weil sie jetzt Arbeit gefunden hatte, endlich wieder Arbeit. Corinna, die mit ihrem stählernen Willen jedem Versuch widerstand, dort zu leben, wo sie nicht heimisch werden wollte. Drei Jahre lang hatte sie es geschafft, nicht ein Wort zu irgend jemandem zu sagen. Auch mit ihr redete sie keine Silbe. Aber sie nahmen sich bei den Händen und wichen sich nicht von der Seite. Sie schaukelten zusammen, sie holten sich zusammen das Wasser für die Tuschfarben, sie tauschten ihre Frühstücksbrote und die Apfelhälften. In der Puppenecke legten sie gemeinsam ihre Kinder in die Karre, Corinna ganz schweigsam, und sie redete und redete. Sie brauchte jemanden, dem sie alles erzählen konnte, ihre Angst vor den starken und lauten Jungen, die ihr immer alles kaputt machten und dann so gemein lachen konnten, ihren Neid auf ihre großen Geschwister, die immer alles durften, was ihr verboten war, ihren Haß auf die beutelige Spielhose, die sie unbedingt im Kindergarten tragen sollte.

Sie waren durch die Grundschule zusammen gegangen, hatten sich bei dem blöden Rechnen gegenseitig den Frust gestanden, später hatten sie sich beide die ersten

Lippenstifte in der Parfümerie an der Ecke gekauft, sie probierten die ersten BHs miteinander aus, und es machte nichts, daß die eine mehr hatte als die andere. Mit den Jungs im Park flirteten sie gemeinsam. Und als die Lehre sie trennte, gab es das Telefon. Jeden Tag. Aber nun gab es keinen Anschluß unter dieser Nummer. Der von Ihnen gewünschte Teilnehmer ist vorübergehend nicht erreichbar. Wie sah sie nur aus, die schöne Corinna, mit ihrem kahlen Kopf! Und geholfen hatte das alles nicht. Dreiundzwanzig Jahre Jugend wurden vom Krebs zerfressen. In die tiefe Grube hatte sie eine Amaryllis geworfen. Eine weiße Blüte. Als sie auf den Sarg fiel, gab es ein häßliches Geräusch.

Als sie den aufgerissenen Brief in Nurmis Tasche fand, beneidete sie Corinna. Sie erkannte die Handschrift ihrer Schwester, sie kannte sie gut. Das ‚D‘ immer mit so einem eitlen Schnörkel. Und sie konnte sich nicht beherrschen, so wie damals, als sie zwei Tage vor Weihnachten am Schlafzimmerschrank ihrer Eltern den Schlüssel stecken sah. Sie mußte einfach die Tür aufmachen, und dann war der ganze Heilige Abend verdorben, weil man Freude und Überraschung so schwer simulieren kann, und sie mußte doch so tun, als wäre das Skateboard ein ganz unverhofftes Geschenk. Nie wieder wollte sie ihrer Neugier folgen, das brachte nichts Gutes. Aber diesen Brief mußte sie lesen. Außerdem war er ja schon geöffnet, da gilt das Briefgeheimnis nicht mehr, oder? Und dann schoß ihr die Röte ins Gesicht ob der Schamlosigkeit ihrer Schwester.

Sie hätte sich nie getraut, in einem Liebesbrief so ins Detail zu gehen. Das also machte Nurmi, wenn er angeblich mit seiner Band probte. Deswegen sollte sie das Kind nicht haben, und es erschien ihr in schmerzhaften Alpträumen immer noch, nach zwei Jahren immer noch. So lange ging es schon zwischen den beiden, der Brief war ein Jubiläumsglückwunsch. Sie hatte, noch bevor er von der Probe zurückkam, die große Reisetasche vom Schrank im Schlafzimmer geholt, ohne das Bett der Lüge eines Blickes zu würdigen, sie stopfte ihre Wäsche, die Hosen und die Pull-over hinein, warum hatte sie nur die Armani-Hose vergessen, das tat ihr immer noch leid, aber die lag bei der Wäsche zwischen seinen verdammten Jeans, die sie ihm noch waschen wollte. Und dann zog sie die Tür ins Schloß.

Jetzt, auf dem Wege von der Nachtschicht in ihr leeres Zimmer, sprang sie wieder der Schmerz an. Schneidend kalte Regentropfen stachen in ihr Gesicht. Vereinzelt Schneeflocken taumelten herunter. Da traf sie der blendende Strahl. Irgend jemand hatte dort oben ein Fenster geöffnet, in dem sich die Sonne spiegelte. Sofort standen sie wieder vor ihren Augen, die Osterausflüge, als ihr Vater noch lebte. Wochenlang hatte er vom Osterspaziergang geschwärmt, Ostereier muß man im Wald suchen, wie kann der Hase in die Stadt kommen, da muß er sich ja fürchten, überfahren zu werden mit seinem schweren Korb voller bunter Eier. Frühling wird jetzt, und man muß sehen, wie sich das Leben wieder durchsetzt. Und in der frühen

Morgensonne fuhren sie los, aufgeregt und gespannt, und als das Auto über den Waldweg schwankte, trieb der Schnee gegen die Windschutzscheibe, und ihr Vater sagte das Wort, das Mama nicht hören mochte. Sie spürte ihre kalten Finger, wenn sie im Unterholz der noch kahlen Bäume die bunt leuchtenden Eier in ihren Korb sammelte.

Die Menschen machen sich ein falsches Bild von Ostern, plötzlich wußte sie es in deutlicher Schärfe. Alle die bunten Postkarten zu Ostern waren verlogen. Das springende Leben tapsiger Lämmer, die farbige Fülle bunter Frühlingsblumen, das grelle Grün der Wiesen, diese Bilder eines immerwährenden Paradieses waren nicht echt. Niemand kann Ostern anknipsen wie eine Nachttischlampe. Das war Ostern: Leben aus welchem Laub, Schneeflocken und Regentropfen im dünnen Strahl der Frühlingssonne. Das war schon richtig: die stille lastende Trauer des Karfreitags und dann der Ostermorgen. Erst das Sterben ermöglicht Leben — sie hatte es nie verstanden, damals im Konfirmandenunterricht. Sie empfand den schmerzgekrümmten Leib am Kreuz immer nur als ein grausames Schreckensbild. Wie können Menschen nur andächtig werden bei so einem furchtbaren Anblick. Sie hätte immer nur wütend werden können vor diesem kalten Greuel. Nun erst verstand sie etwas von diesem ewigen Geheimnis. So tot, wie sie nun war, so ohne Vertrauen zu einem anderen Menschen, so bar jeder Hoffnung, so abgestorben jeder Zuversicht, so würde sie Ostern erleben können.

So tat sie an diesem Morgen noch dreierlei. Im Blumen-
geschäft kaufte sie sich drei Krokusse für ihre Fensterbank.
Im Kaufhof leistete sie sich eine Thermoskanne für den
Kaffee am Ostermorgen. Und dann rief sie Karin an, die
dicke Karin mit den immer traurigen Augen, und lud sie
ein zum Osterausflug. Noch nie hatte Karins Stimme so
fröhlich geklungen, wie bei der Verabredung zum näch-
sten Morgen um sechs.